

Such' nicht das Glück. Es kommt von selbst gezogen, Wie Nachts der Strahl vom lichten Sternbogen, So wie der Lenz mit Blüthenduft und Pracht —

Als er wiederkam!

Stizze von E. F. a h r o w.

Die Ferien standen vor der Thür. Fräulein Marie Fischer, die eine Privatschule hatte, fühlte nicht weniger, als ihre erste Klasse, daß es mit der Spannkraft des Lernens und Lebens vorbei war.

„Wir haben also gesehen,“ sagte sie, „daß auch die Vätern unserer Kirchengebäude zum großen Theil nicht deutschen Ursprungs sind. Pfingsten z. B. kommt von „Pentecoste“, fünfzig, aus dem Griechischen — es wird fünfzig Tage nach Ostern gefeiert ... wiederholen Sie, Elli.“

Der älteste der fünfzehn Backfische erhob sich: „Pfingsten, von Pentecoste herkommend ... ach, Fräulein, wie schön ist es heut draußen.“

„Elli, seien Sie doch ein kleines bißchen vernünftiger! Ich werde der ganzen Klasse eine Tadel einschreiben müssen, wenn Sie nicht vernünftiger werden!“

Darauf fünfzehnstimmiger Chor: „Ach Fräulein!“

„Es ist mein Ernst! Anstatt in den letzten Stunden vor den Ferien aufmerksam zu sein, benehmen Sie sich wie kleine Kinder.“

„Sommer ich doch bloß einmal im Jahr!“ murmelte Lieve, Elli's Zwillingsschwester.

„Soll das ein Argument sein? Wie kann ein Mädchen, das auf moderner Höhe stehen will, so einen Einwurf machen!“

Da ein verstelltes Lächeln bei diesen Worten um den hübschen Mund der Lehrerin zuckte, stürzte die ganze erste Bank heraus und auf das Katheder zu.

„Fräulein, Sie sind zu himmlisch! Verlangen Sie doch bloß jetzt nichts Uebermenschliches von uns! Sehen Sie doch, wie draußen die Sonne scheint! Sehen Sie süß, Fräulein, und lassen Sie für heut' den Unterricht erschließen — erzählen Sie uns lieber was!“

Marie Fischer erhob sich und klopfte mit dem Lineal auf das Katheder. „Auf die Plätze!“ kommandierte sie.

„A — uhe! Wer sich jetzt noch rührt, bekommt eine Stunde Arrest! Und jetzt will ich Ihnen etwas sagen: Ich lade Sie sämmtlich zu Sonnabend Nachmittag zum Gartentafel ein.“

Der Jubel, der losbrach, war einer Horde junger Indianer würdig. Zugleich ertönte jedoch draußen die Glocke zum Stundenschluß, und mit einem Lachen der Erleichterung erhob sich die Lehrerin.

„Also, am Sonnabend auf Wiedersehen!“ sagte sie. „Jedes männliche Wesen ist selbstverständlich überhaupt ausgeschlossen. Adieu!“

Elli und Lieve, Niese, Martha, Grete und alle die übrigen waren wie berauscht. Sie alle schwärmten ja für Fräulein Fischer — und das will bei fünfzehn Backfischen etwas sagen.

Fräulein Fischer's Garten! Dieser himmlische, alte Garten weit draußen, wo noch steinerne Urnen und wunderliche Hecken aus dem 18. Jahrhundert standen ...!

Der alte Herr Geheimrath Fischer, dessen einzige Tochter Marie gewesen, hatte ihr dieses Anwesen als letztes Erbschaft hinterlassen. Sein Baarvermögen hatte der Liebhaber Georg, der Leutnant, verschlungen. Aber dafür war Marie auch, wie der alte Herr zu sagen pflegte, „ein ganzer Mann!“

Sie hatte ihre Lehrerinnenzugabe gemacht und gerade zur rechten Zeit ihre Anstellung an der Schule bekommen.

Dann starb der alte Herr, der bescheiden von seiner Pension in der kleinen Stadt so vor sich hingelebt hatte — und Marie stand allein.

Sie hätten ganz glücklich sein können, wenn — ja, wenn da nicht zwei Dinge gewesen wären, die sie an vollkommenem Glück hinderten. Erstens verbitterte ihr der Gedanke an den Bruder das Leben. Er hatte den Dienst quittirt und lebte irgendwo in Amerika herum. Und dann war da noch etwas anderes — eine Erinnerung, ein Bild, das sie nicht vergessen konnte.

„Mart Süßers.“ Dieser Name schloß für sie alles Leid und auch alles Licht in der Welt ein.

Mart Süßers war Marine-Offizier. Ein holsteiner von edlem Schrot und Korn, ein blonder Hüne mit treuherzigen, hornblauen Augen.

Den hatte einst Bruder Georg als Besuch mit unter das väterliche Dach gebracht, und acht helle Sommertage hatte er dort verlebt.

„Marie, denkst du noch an den Handfuß beim Abschied? Denkst Du noch an den zitternden Ton, mit dem

Nebraska Staats-Anzeiger und Herald.

J. P. Windolph, Herausgeber. Grand Island, Nebr., 15. Juli 1904. (Zweiter Theil.) Jahrgang 24 No. 46.

er murmelte: „Ich komme wieder! Wenn es auch lange dauert, ich komme wieder! Vergessen Sie inzwischen den armen Seemann nicht!“

„Nein, sie hatte ihn nicht vergessen. Aber Jahr für Jahr war in's Land gegangen, und sie hatte nie wieder etwas von Mart Süßers gehört.“

Nun war sie sechsundzwanzig Jahre alt, und die Hoffnung war langsam in ihr eingeschlafen.

Jedesmal aber, wenn die Rosen blühten, ward ihr betommen und sehnsüchtig zu Muth. Dann stand sie in ihrem Garten, hörte die Nachtigallen schlagen und hätte alle Blumen abpflücken und hinwerfen mögen auf die Stelle, wo das Reis ihrer Liebe entsprungen war, um so unausstrotbar und hoch empor zu wachsen!

Und jedesmal um diese Zeit verschaffte sie sich dann eine äußerliche Zerstreuung, eine kleine Reise oder Vergleichen, um nur nicht gar zu einsam zu sein.

Diesmal also würde das junge Volk kommen. Das war etwas, worauf sich Marie wirklich freute. Diese frischen, fröhlichen Kleinstadt-Backfische, die so grundverschieden waren von ihren großstädtischen Altersgenossen, hatte sie gern um sich.

In dem Ahornhain, der vom Haupte zur großen Laube führte, war der Kaffeetisch gedeckt, ein blüthenweißer Tisch, mit einem herrlichen Tischläufer darauf, den einmal ein anderer „Zahrgang“ der ersten Klasse gestickt hatte. Bündel von Rosen lagen auf jedem Platze.

Und bald saßen sie vor ihren gemalten Tassen, die jungen, lieben Gesichter mit ihren flimmernden goldenen und schwarzen dunklen Zöpfen, mit glühenden Wangen und glänzenden Augen.

Ei, wie es blühte ringsum! und wie die Stimmen schwirrten! Wie nach der ersten Befangenheit die Heiterkeit wuchs, und wie bald der unschuldige Uebermuth durchbrach!

„Fräulein, Ihr Haus und Ihr Garten sind wie aus einem Märchen! Fehlt nur noch der Prinz!“

„Ach ja, ein Prinz müßte noch hier sein!“

„Unsinn, Fräulein ist viel zu schade für einen Mann!“

„Wenn er sehr groß und sehr schön ist, ging es allenfalls.“

„Blond müßte er sein!“

„Ja, und einen spitzen Vollbart haben — ach, Fräulein, Sie lächeln so! Sie haben gewiß einen!“

„Nein, nein, es ist nicht unpassend — wir sind doch schon große Mädchen!“

Marie rettete sich in's Haus, um einen neuen Kuchenberg herbeizuholen. Der helle Mädchenschrei zwitscherte weit durcheinander — plötzlich aber verstummte jeder Laut.

„Guten Tag, meine Damen! Entschuldigen Sie, wenn ich hier ein feierliches Konvivialium störe, aber ich bin doch hier recht bei Fräulein Fischer.“

„Der Prinz!“ flüsterte Elli ihrer Nachbarin zu.

Lieve ermannete sich und erhob sich ein wenig!

„Fräulein Fischer wird gleich wiederkommen, bitte nehmen Sie doch so lange Platz!“

Das ließ sich der Fremde nicht zweimal sagen. Er setzte sich in respektvoller Entfernung auf die Bank und fragte:

„Wird hier irgend ein Fest gefeiert? Ich möchte nicht gern hören.“

„O nein, Sie hören nicht!“ sagte mit beflissener Höflichkeit Niese. „Wir gehen auch bald wieder. Fräulein hat uns bloß zum Kaffeeladen eingeladen, sie sagt, sonst hätte sie gar keine Veranlassung für ihre Rosen.“

„So! Leb denn das Fräulein so einsam?“

„Ach, einsam kann man nicht sagen — sie geht doch alle Tage in die Schule, und außerdem liebt sie jeder einzelne Mensch, der sie kennt — aber Besuch, was man so Verkehr nennt, hat sie nie.“

„Dann ist sie gewiß gar nicht mehr so fröhlich wie früher?“

„Haben Sie sie denn früher gekannt?“

„Ja, ein wenig.“

„Dann werden Sie sie ganz unverständlich finden! Sie ist immer guter Laune — überhaupt einfach ein Engel.“

„Ja, ein Engel!“ wiederholte der Chor.

Vom Hause her erschallten leichte Schritte. Und jetzt ergab sich etwas Wunderbares — der große Offizier wurde dunkelroth und sagte:

„Bitte, zeigen Sie mir irgend ein Versteck — ich möchte Ihr Fräulein nicht erschrecken, sie erwartet mich nicht.“

Das war ein Gaudium für das junge Volk!

„Dort, dort durch den Taxusgang in's Haus! Sie kann Sie noch nicht sehen — wir halten sie einen Augenblick auf ...“

Marie wunderte sich, daß ihre Gäste plötzlich alle durcheinander flatterten. „Was haben Sie denn?“ rief sie lachend. „Sie sind ja ganz aufgereg!“

„Ja, Fräulein, denken Sie bloß — es ist auch etwas sehr Schönes passiert!“

„Was denn? Ist der Prinz gekommen und hat eine von Ihnen erkräftigt? Aber nein, ich sehe, Sie sind ja noch alle da.“

„Wie Sie raten können, Fräulein! Es war wirklich einer da! Und er ist jetzt in's Haus gegangen! Und er ist wunderbar schön, Fräulein — und es ist ein Marinier!“

„Mein Gott!“ sagte Marie. Und sie schwante, daß sie sich setzen mußte. Vom Hause her kam jetzt ein wichtiger Gesicht die alle, langjährige Dienerin.

„Fräulein, es ist Besuch da — können Sie nicht mal einen Augenblick hereinkommen?“

Aus dem Augenblick wurde eine halbe Stunde.

Und endlich schlug Elli, die Älteste, vor, man möchte still nach Hause gehen. „Es ist ohnehin Zeit, beinahe sieben Uhr — und es schied sich doch nicht, daß wir eine Verlobung stören.“

Die anderen schrien auf. „Eine Verlobung! Elli, glaubst du wirklich?“

„Na, natürlich! Auf so etwas verheißt mich! Es ist übrigens 'ne Gemeinheit, daß wir nun unser einziges, süßes Marienchen verlieren!“

Die jungen Mädchen flatterten durcheinander, wie eine Vogelschaar. Aber sie gingen wirklich nach Hause.

„Du, Elli,“ fragte Niese, „wenn er sie betrautet, wird er sie wohl wirklich mit sich wegnehmen?“

„Ja,“ sagte Elli achselzuckend, das wird wohl so kommen — die Männer thun es doch nun mal nicht anders — die sind ja immer so tomsich!“

Und Elli behielt recht — Mart Süßers war eben so tomsich wie alle Männer — er nahm seine Marie mit fort in das eigene Nest.

Wer erschloß ihn?

Von Max Thielert.

„Das weiß ich gewiß,“ sagte der Justizrath, „dem, der mich auf der Treibjagd anschießt, brenne ich eine Lebung in die Wangen, daß ihm sein Leben vergällt ist. Wer nicht mit den Waffen umzugehen versteht, soll die Jägerzeit lassen, und wer nicht hinsieht, wo er hinschießen will, den soll der Teufel holen.“ Und dabei sah der sonst so joviale Justizrath äußerst grimmig auf die verschwiegenen jungen Gerichtsreferendare und Offiziere, die er zu den großen Gutsreibjagden eingeladen hatte.

Wenn das Treiben in dem sogenannten „Wurtschitzel“, einem ganz verzwirnten Hügelgelände, angelangt war, hielt der Justizrath darauf, daß nur erfahrene Jäger und sichere Schützen die Umgebung mitmachen und an dem Bierenbusch Stellung nahmen.

Unter den Bevorzugten befand sich diesmal ein Forstreferendar, der allerdings trotz seines Berufes der heutigen Jagd kein allzugroßes Interesse abzugewinnen schien. Er war zerstreut und schoß unaufmerksam und schlecht. Etwas ganz Anderses mußte ihn beschäftigen, und nur ab und zu zeigte ein sicherer Treffer auf eine weite Entfernung seine Geschicklichkeit in der Handhabung der Waffe.

In dem Augenblick, als der Justizrath etwas später als die anderen und etwas hinter der Linie vorsichtig nach seiner Art über dem Hügelrand aufsuchte, schoß der Forstreferendar in seiner Richtung auf einen Hasen. Es war möglich, daß er den Juchten übersehen hatte, oder aber, daß er von seinem Standort aus seiner Sache so absolut sicher war, daß er glaubte, es wagen zu können. Das Wild blieb im Feuer, aber der aufspritzende Sand mochte wohl den Justizrath zu dem in solchen Momenten begreiflichen Irrthum veranlassen, man habe ihn getroffen.

Das Spiel mit Worten ist gefährlich, man wiederholt etwas so lange, man nachher unwillkürlich und vielleicht ganz gegen seine eigentliche Absicht handelt. Und so rief der Justizrath, einem fast unerklärlichen Zwange folgend, in halber Geistesabwesenheit die Platte von der Schulter, und der Schuß ging los.

Der Forstreferendar warf die Arme in die Luft und brach an dem Wirken

buch zusammen. Als der Justizrath ganz erschüttert auf ihn zuief und ihn aufrichtete, sah ihm der junge Mann ernst in das tief betümmerte Gesicht und schüttelte mit lechter Kraft den Kopf. Und dabei blickte er in der Richtung des Schützen, der neben dem Justizrath gegangen war. Dann sank er leblos zurück, die Ladung hatte ihn in die Brust und die Stirn getroffen.

Eine ungeheure Aufregung bemächtigte sich der Jagdgesellschaft. Beide, der Justizrath und der Forstreferendar Kurt Werner, waren so beliebt, daß man ihr Schicksal wie ein eigenes empfand. Erst nach und nach, als man ruhiger geworden war, kam man zu einer genaueren Prüfung der Umstände.

„Zwei Dinge,“ sagte der Justizrath zu dem Amtsrichter Knadsch, seinem Freund, „sind mir fast unerklärlich. Erstens könnte ich beschwören, daß ich die Mündung meiner Flinte in dem Augenblick, als der Schuß losging, noch nicht in der Höhe der Stirn des armen Werner befunden hat, und zweitens glaube ich, oder vielmehr ich habe die hartnäckige und untrügliche Erinnerung, daß er schon eine Sekunde vorher zusammenzuckte, nicht vor Schreck über meine Absicht, sondern er zeichnete wie das Wild im Feuer.“

„Ich weiß, lieber Freund,“ fuhr er trübe fort, „du denkst, das sind alles Täuschungen. Ich habe ja auch das Wort vergessen, das ich dem Opfer meiner Fahrlässigkeit noch zugerufen haben soll. Und doch! Wenn einer so wie ich jedem Schimmer einer noch so undeutlichen Erinnerung nachgegangen ist und immer wieder auf diese zwei Unmöglichkeiten stößt, so muß er eben an Unzurechnungsfähigkeit bei klaren Sinnen glauben. Ich werde meine Strafe verbüßen und jeden Glauben an Wahrnehmungen und Urtheil verlieren. Mir ist jetzt schon so, als müßte ich wahnsinnig werden!“

„Frau Rittergutsbesitzer Langhans!“ meldete der Bureauvorsteher. „Sie bittet, den Justizrath in einer dringenden Angelegenheit sprechen zu dürfen.“

Die beiden Freunde sahen sich an, als tätelten sie beide nach derselben Idee.

„Adieu!“ sagte der Amtsrichter, „ich komme wieder.“

Ueber die Schwelle trat eine junge Frau in schwarzem Kleide und von nicht gewöhnlicher Schönheit. Schweißend nahm sie in einem Sessel Platz.

„Ich glaube zu ahnen, gnädige Frau, weshalb Sie mich aufsuchen,“ sagte der Justizrath nach einer Weile.

„So wird es mir leichter werden, zu sprechen,“ sagte sie. „Verstehen Sie wohl, es ist nicht eine Gewißheit, die ich Ihnen bringe, sondern eine Spur, die mir vielleicht zur Freiheit verhilft.“ Die junge Frau athmete tief auf.

„Kein Mensch weiß oder ahnt es, wie unglücklich meine Ehe ist. Ich kann Ihnen auch hier und jetzt nicht erklären, wie das alles gekommen ist. Vielleicht bin ich mir der ganzen Trostlosigkeit meines Lebens auch erst seit kurzer Zeit so recht bewußt.“

„Seit der Forstreferendar Werner bei Ihnen verkehrte, gnädige Frau?“ fragte der Justizrath ganz leise.

„Ich schwöre Ihnen,“ sagte die junge Frau erregt, „es ist niemals zu einer Erklärung zwischen uns gekommen. Wir haben uns niemals auch nur einen Augenblick vergessen!“

Hören Sie mich an, Herr Justizrath. Lange bevor ich Werner kennen lernte, habe ich mich von einem Manne zurückgezogen. Ob das der Grund für das Wiederherbordbrechen seines Jähzornes und seiner — Neigung zum Trinken und seiner nur mühsam versteckten Rohheit seiner Sinne war, vermag ich nicht zu sagen. Keine Frau würde das ertragen, was ich von ihm erfahren mußte.“ Sie schloß wieder eine Weile. „An dem Morgen der Jagd hat er nach dem Frühstück, an dem ich wegen Unwohlseins nicht theilgenommen hatte, kurz vor dem Aufbruch noch einmal in mein Zimmer. Er hatte wieder viel getrunken und verlegte mich durch die widerliche Art seiner Pöhllichkeit. Als ich ihn wie immer in der letzten Zeit empfand zurückwies, sagte er plötzlich ganz kalt und unermittel: „Ich wundere mich, daß du heute bei dem Frühstück nicht zugegen sein wolltest. Deine stille Liebe, der Herr Forstreferendar, ist ja auch von der Partie.“

Und als ich immer noch ganz entsetzt und betroffen über seine Wissenschaft schwieg, fügte er hinzu: „Du hättest gleich Abschied nehmen sollen, wir wollen dem Spiel ein Ende machen. So oder so.“ Dann nickte er noch einmal wie nachsinnend und ging hinunter zu den anderen.

Am Nachmittag hörte ich dann von dem Unglück. Ich konnte und kann es heute noch nicht glauben, daß Sie

es gewesen sind, der den tödtlichen Schuß abgegeben hat. Und wenn ich jetzt meinen Mann wie geistesabwesend in die Luft starren sehe, als ob ihn der Geist des Todten rächend umschwebt, wenn er Abends auffährt und es ihn ruhelos umtreibt, wenn ich die ganze Veranberung seines Wesens beobachte, habe ich die Gewißheit eines entsetzlichen Geheimnisses. Helfen Sie mir, raten Sie mir, Herr Justizrath, ich kann nicht mehr anders denken, er hat ihn erschossen.“

„Beruhigen Sie sich, gnädige Frau!“ sagte der Justizrath und sah sie ihre Hände, „hier ist allerdings eine Möglichkeit für uns beide. Ich habe es gedacht, daß Sie uns die Erlösung von einem schweren Fluch bringen. Darum sah mich also der Sterbende so an und schüttelte in einer anderen Richtung den Kopf.“

Ihr Mann ging neben mir in die Linie. Er hörte mein böses Wort über den unvorsichtigen Schützen, er sah mich die Flinte an die Schulter reifen und — schoß auf Werner. Ich weiß jetzt gewiß, daß meine unwillkürliche Bewegung diesem nicht den Tod brachte. Sie haben wohl eine richtige Ahnung gehabt, gnädige Frau.

„Aber nun,“ fuhr er nachsinnend fort, „wie bringen wir ihn zu einem Gesändniß? Durch eine offene Anklage? Das wird nichts helfen.“

„Lassen Sie uns,“ sprach er nach einer Weile, „etwas ganz Absonderliches versuchen. Fahren wir nun zu Ihnen hinaus, es wird Abend, und man sagt, daß dann Mörder willensloser und schwächer sind, als sonst. Ich weiß noch nicht, wie ich es anstellen werde, aber es ist möglich, daß wir schon heute einen Erfolg haben. Wenn nicht, wollen wir weiter leben.“

Als der Justizrath in das Zimmer des Gutsbesizers trat, war es fast dunkel. Er starrte betroffen auf die hereinkommende Gestalt, die lautlos durch die Vorhänge der Thür ging und dort stehen blieb. Dann sprang er erschreckt empor, seine Augen forschten und suchten, er wagte wie in einer Errathung sich nicht zu rühren. Da sagte der Justizrath ganz klanglos und leise:

„Weshalb haben Sie ihn erschossen?“

Aus der Brust des aufhorchenden Mannes kam es wie ein Athemzug der Erleichterung, endlich sprechen zu können. „Ich weiß es nicht, es war ein günstiger Augenblick, und er war mir immer bei meiner Frau im Wege.“

„Ich verhafte Sie unter dem dringenden Verdacht des Mordes an dem Forstreferendar Kurt Werner!“ sprach der Beamte, der hinter dem Justizrath zwischen den Vorhängen hervortrat.

„Pathologischer Mensch!“ meinte der Sanitätsrath. „Die Unberechenbarkeit der Stimmungen, der „Potatores“. Er schießt, verräth sich, ich habe ihn nie für normal gehalten. Man sollte ihn in einer Heilanstalt unterbringen.“

„Die Gerechtigkeit schläft nie!“ sprach der Staatsanwalt. „Wir fassen schon die Verbrecher.“

„Manchmal spät,“ spottete der unverbessertliche Amtsrichter, der ein Steptiler war.

„Cherchez la femme!“ sagte der Schriftsteller und glaubte etwas ganz besonders Geistreiches gesagt zu haben.

Nadel, Rader und Schwert.

Gegen die Männer der Nadel hat die Welt bekanntlich ein Vorurtheil. Vielleicht kommt es daher, daß die Schneider zu den unentbehrlichen, am meisten beanspruchten Leuten gehören — wenigstens in der Kulturwelt — und daß der Kulturmensch im Allgemeinen das Bezahlen der Rechnungen als eine recht unangenehme Seite der Civilisation empfindet. Wie dem aber auch sei, gegen die Männer der Nadel herrscht namentlich in Beziehung auf Tapferkeit ein Vorurtheil, zu dessen Widerlegung man darauf hinweisen könnte, daß gerade aus den Reihen der Schneider merkwürdig tapfere Männer hervorgegangen sind. Als Ludwig XIV. die Lebergabe von Straßburg verlangte, war es allein die dortige Schneiderzunft, die auf Gegenwehr bestand und das Wort: „Lieber herben, als sich ergeben“ in die Menge warf. In England rekrutirte sich das Elliot'sche Regiment leichter Reiterei fast ausschließlich aus den Angehörigen des Schneiberhandwerks, Edward der Dritte machte zwei wegen ihrer Tapferkeit und Kaufsilb geradezu berühmte Schneiberzunft — Ralph Bladnell und John Hamwood — zu Rittern, und einer der berühmtesten Feldherren, Derfflinger, hat seine Laufbahn als Schneider begonnen. Nicht weniger „Schneiberkeit“ bewiesen die Schneider aber auch in anderen Berufsarten oder durch ihr Eintreten für religiöse oder politische Ueberzeugungen. Man denke z. B. an den Wiedertäufer Johann von Leiden oder an den Schneider Thomas Woolmann in New Jersey,

der zuerst für die Abschaffung der Sklaverei eintrat und in Wort und Schrift eine eifrige Agitation für seine Ideen betrieb. Auch der ungarische Astenreisende Bamber, der durch die tollkühne Art, wie er allein, als Derwisch verkleidet, sich in die bis dahin den Europäern verschlossen gebliebenen Gebiete Innerasiens wagte, die Welt überraschte, hat als Schneider begonnen. Wambey ist bekanntlich auch ein ausgezeichnete Schriftsteller und das führt uns auf die Schneider, welche die Nadel mit der Feder verwechselt haben. Wir nennen Jung-Stilling, den englischen Historiker John Speed, den Alterthumsforscher John Stone und aus der Gegenwart Rosegger. Endlich sei auch noch erwähnt, daß einer der „schneiberigsten“ Kaufleute der Gegenwart, der vor seiner Rolle zurückschreckt, und selbst noch als Siebzjähriger auf Gastspieltreffen in Amerika den Lear zweimal an einem Tage gespielt hat, in jungen Jahren Schneidergeselle war. Es ist Sonnenhal.

„Dolus.“

Ein Bauer aus Frechen bei Köln führte bei dem Oberlandesgericht einen Prozeß wegen Auflösung eines Kaufgeschäfts. Er verlor ihn, da nachgewiesen wurde, daß er seinen Vertragsgegner bei dem Kaufabschluß durch Verschweigen wesentlicher Mängel arglistig getäuscht hatte. Beim Lesen des schriftlichen Urtheils, das dem Bäuerlein von seinem Anwalt zugefandt wurde, war ihm die häufige Erwähnung des „Dolus“ höchst auffällig, der wohl, wie er herausfand, für die Entscheidung ausschlaggebend gewesen sein mußte. Daß er selbst diesen Dolus geschaffen hatte, davon ahnte er freilich nichts. Er glaubte vielmehr, daß der Dolus ein Zeuge sei, der ungünstig für ihn ausgesagt und dadurch den schlechten Ausgang des Prozeßes herbeigeführt habe. „Diesen Dolus, den Schuft, will ich meinige machen,“ so äußerte er sich zu einem ihm befreundeten Nachbar. Gesagt, gethan. Mit der ausgesprochenen Absicht, den Dolus bei der Staatsanwaltschaft wegen Meinrechts zur Anzeige zu bringen, betrat er das Kölner Justizgebäude. Dort trug er dem ersten ihm begegnenden Gerichtsdienner sein Anliegen vor und dieser, ein Wigbold, verwies ihn an die zuständige Stelle, nämlich die Anwaltschaft der Staatsanwaltschaft. Hier wurde das Bäuerlein auf seinen Irrthum aufmerksam gemacht und belehrt, daß der böse Dolus der brave Landmann selbst sei. Grollend zog er sich hierauf mit den Worten zurück: „Die Häre böte doch besser, sie schriebe büttich, damit die Bote et verstönn.“ — Und damit hatte der Bauer offenbar gegen seine Richter recht.

Enten und Gericht.

Im „Louisville Herald“ wird erzählt, wie ein Farmer, welcher einen Mann wegen Entendiebstahls verklagt hatte, den Bertreibender des letzteren gründlich abführte.

„Sind Sie sicher, daß diese Enten die Ihrigen waren?“ fragte der Anwalt.

„O ja, ganz sicher, ich könnte sie jederzeit wiedererkennen.“ antwortete der Farmer, indem er auf eine genaue Beschreibung seines Geflügels und die besonderen Kennzeichen desselben einging.

„Aber die sehen ja gerade so aus wie andere Enten,“ bemerkte der Anwalt. „Ich selbst habe welche in meinem Hof, auf welche Ihre Beschreibung paßt.“

„Das ist nicht unmöglich,“ erwiderte schlagfertig der Farmer. „Es sind mir in den letzten Wochen noch mehr Enten gestohlen worden.“

Verurtheilt.

Dichter Trauerfloß: „Ach, Amalie, endlich weiß ich, wo meine Brille geblieben ist, die liegt in dem Manuskript des Theaterstückes das ich gestern an den Direktor Wimmer gesandt habe.“

Seine Frau: „Na, da bekommt Du sie ja bald zurück!“

Dunkle Antwort.

Richter: „Angelager, seien Sie mal aufrichtig. Hat das Fenster, durch das Sie einstiegen, offengestanden oder war's geschlossen?“

Angelager: „Offen gestanden — geschlossen!“

Gastfreundlich.

Mann (eintretend): „Dieses Hundebitter!“

Frau: „Ja, jetzt ärgere ich mich eigentlich, daß ich die Müller's nicht eingeladen habe, zu mir auf's Land — sie wären doch nicht gekommen!“

Günstiger Zeitpunkt.

Dichterin: „Ein einziges Gedicht hat einmal ein Redakteur von mir acceptirt; das hatte ich nämlich eingefandt, als gerade seine Schwiegermutter nach achtwöchigem Besuch abgereist war.“

Ein aufgeweckter Beamter.

Prinzipal (zu dem neuen Gehilfen): „Hat mein Buchhalter Ihnen nun gesagt, was Sie zu thun haben?“

„Jawohl, Herr Prinzipal, ich sollte ihn immer wecken, wenn Sie kommen.“

Wenn die Japaner erst Port Arthur haben, dann werden sie ihre Noth haben, den Pfropfen wieder heraus zu ziehen.